

Migration

Der Chef kommt nicht

Eritreer, die schon länger hier sind, erklären jungen Landsleuten, wie die Schweiz funktioniert. Zum Beispiel, warum man hierzulande nicht auf Befehle warten sollte. *Eine Reportage von Camilla Alabor*

Zürich-Oerlikon, Halle 9, ehemaliges Messezentrum. Im hinteren Ende der Halle, die 2016 zu einem Asylzentrum umfunktioniert wurde, sitzen fünfzehn junge Eritreer im Kreis. Hinter ihnen stehen Häuschen aus Spanplatten, links von ihnen die Container mit den Duschbecken, irgendwo hört jemand laut amerikanischen Rap.

«Was denken Schweizer über Eritreer?», fragt Kursleiter Samson Kidane die jungen Männer und Frauen in der Runde. «Dass sie faul sind», sagt einer. «Dass sie untereinander immer streiten», sagt ein anderer. «Und Alkohol trinken», fügt ein Dritter an. «Aber das sind Einzelne, die sich so verhalten», mischt sich jetzt einer ein. «Ja», antwortet Kidane. «Aber sie färben auf uns alle ab.»

Leiter Samson Kidane, ebenfalls Eritreer, lebt seit neun Jahren in der Schweiz. Der ausgebildete Umweltwissenschaftler macht sich Sorgen um seine Landsleute: «Die Medien berichten immer wieder Negatives.» Und tatsächlich, sagt Kidane, liege bezüglich der Integration vieles im Argen. Auch deshalb, weil die Flüchtlinge zumeist jung seien und vom Leben in der Schweiz überfordert. Vor drei Jahren hat er deshalb beschlossen: «Wir Eritreer, die schon länger hier sind, müssen Verantwortung übernehmen für unsere Landsleute. Wir möchten Teil der Lösung sein.»

Jung und ohne Arbeit

Eritreer stellen seit 2011 die grösste Gruppe von Asylsuchenden in der Schweiz. In den letzten sechs Jahren erhielten laut Zahlen des Staatssekretariats für Migration (SEM) rund 32 000 Personen den Flüchtlingsstatus oder eine vorläufige Aufnahme. Der überwiegende Teil von ihnen ist jünger als 34 Jahre und wird, wie die meisten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen, wohl längerfristig in der Schweiz bleiben. Doch funktioniert die berufliche Integration schlecht. Die Sozialhilfeequote bei eritreischen Flüchtlingen lag 2015 bei rund 84 Prozent, im Durchschnitt betrug sie 80 Prozent. Aufgrund solcher Zahlen warnte die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) im Januar, dass die Sozialhilfekosten in Kantonen und Gemeinden ohne Gegenmassnahmen mittelfristig um über 4 Prozent pro Jahr steigen werden.

In der Halle 9 in Oerlikon erklärt Samson Kidane den Jugendlichen an diesem Abend, wie man in der Schweiz den Ab-



Coach Samson Kidane (Mitte) mit zwei seiner jungen eritreischen Landsleute im Landesmuseum-Park. Foto: Reto Oeschger

fall trennt. Wie wichtig hier Pünktlichkeit ist. Und vor allem: wie man selbstständig wird und nicht von der Sozialhilfe abhängig bleibt.

«Unser Ziel ist es, Vertrauen aufzubauen und die Leute zu motivieren, schnell Deutsch zu lernen», sagt Kidane. Dabei gehe es auch darum, dass die Jugendlichen die vielen Angebote besser nutzen, die es gibt. Denn bei manchen reiche es nicht aus, wenn sie von den Sozialarbeitern über dieses oder jenes An-

gebot informiert würden. «Eritreer sind mit Angst aufgewachsen und haben auf der Flucht gelernt, Fremden zu misstrauen.» Viele trauten sich deshalb nicht, allein in einen Sportverein zu gehen oder zu einer Beratungsstelle. «Also gehen sie nicht hin.» Aus diesem Grund erklären die Kursleiter den jungen Flüchtlingen, wo die nächste Bibliothek ist, welche Vereine es gibt oder wie das Berufsbildungssystem funktioniert. Und vor allem: dass man in der Schweiz fra-

gen muss. Welche Berufe für einen infrage kommen. Oder was denn ein Elektroinstallateur genau macht.

«In Eritrea fragen wir nicht. Im Militär haben wir gelernt, auf Befehle des Chefs zu warten», sagt Kidane. Was sich bei den Jugendlichen auch daran zeigt, dass manche beim Sprachkurs nur mit halbem Herzen bei der Sache sind - weil sie eigentlich darauf warten, dass ihnen jemand eine Arbeit anbietet. Und warten. Und warten.

Wobei sich bisweilen die Frage aufdrängt, wo die Grenze verläuft zwischen Unwissen und Bequemlichkeit. Denn es gibt auch Menschen wie die 21-jährige Eden Ghebrgabiher, die nicht darauf warten möchte, dass die Arbeit sie findet, und stattdessen ein Praktikum beim Veloverleih Züri Rollt gemacht hat, wie sie am Kursabend ihren Kollegen erzählt.

Klar wird aber auch: Die Jugendlichen sind dankbar für Vorbilder. Und: Selbst das Selbstverständliche bedarf manchmal Erklärungen.

«Die Schweizer fragen immer, welche Arbeit man machen will - bisher konnte ich darauf nie eine Antwort geben», sagt der 21-jährige Isseyas Afewerki. Jetzt wisse er, welche Berufe er gebe. Auch habe er gelernt, dass er zuerst Deutsch lernen müsse, bevor er auf Arbeitssuche gehen könne. «Zuvor waren meine Gedanken im Sprachkurs stets woanders.» Offensichtlich macht es bei einigen Jugendlichen einen Unterschied, ob ein Sozialarbeiter die Sache erklärt oder ein Eritreer, der einst mit denselben Problemen zu kämpfen hatte wie die Jugendlichen selber.

Zu früh zum Aufhören

Die Workshops von Eritreern für Eritreer gibt es seit einem Jahr. Ausgebildet werden die Kursleiter, sogenannte Brückenbauer, durch den gemeinnützigen Verein NCBI. In Zürich finden die Workshops in Absprache mit der Asylorganisation Zürich statt, die für den Betrieb in der Halle verantwortlich ist; für die Kosten kommt die Stadt auf. Deren Integrationsdelegierter, Christof Meier, stellt den Kursleitern ein gutes Zeugnis aus: «Die Rückmeldungen aller Beteiligten waren bisher sehr positiv.» Neben Zürich sind die Brückenbauer auch im Aargau, in Zug und in beiden Basel unterwegs. Der Kanton Bern beginnt nächstes Jahr ebenfalls ein Projekt mit solchen Schlüsselpersonen.

In der Halle 9 ist es nach 21 Uhr, der Kurs eigentlich längst vorbei. Doch die Jugendlichen stehen um Kursleiter Kidane herum, stellen immer weitere Fragen und wollen ihn kaum gehen lassen. Was sie ihn am Abend nicht mehr fragen können, schreiben sie in den nächsten Wochen per SMS. Das bereitet Kidane viel Arbeit, freut ihn aber auch. «Wir Kursleiter sind für die Jugendlichen zu Vertrauenspersonen geworden», sagt er. «Das hat ihnen bisher gefehlt.»

«Die Flüchtlingshelfer müssen lernen, sich zu schützen»

Das Rote Kreuz bietet eine Ausbildung für Einsätze in Flüchtlingslagern an. Was in nur einem Tag möglich ist, sagt die Verantwortliche.

Mit Carine Fleury sprach Janine Hosp

Die dramatischen Nachrichten und Bilder von der Flüchtlingskrise bewegen viele Menschen in der Schweiz. In den letzten Jahren haben sich zahlreiche Freiwillige zusammengetan und Hilfsorganisationen gegründet, um vor Ort zu helfen. Oft haben sie aber keine Möglichkeit, ihre freiwilligen Helfer auf die Einsätze im Ausland vorzubereiten. Nun springt das Schweizerische Rote Kreuz ein, wie Radio SRF berichtet. Ein eintägiger Kurs soll verhindern, dass die Freiwilligen völlig unvorbereitet auf die schwierigen Verhältnisse in Flüchtlingslagern treffen. Carine Fleury vom Roten Kreuz erklärt das Konzept.

Ein eintägiger Crashkurs - bringt das den Helfern wirklich etwas?

Natürlich! Wir müssen die Ausbildung kurzhalten, denn viele Freiwillige engagieren sich neben ihrer Arbeit und haben wenig Zeit. Im Kurs vermitteln wir ihnen grundlegendes Wissen, das ihnen bei der Arbeit in jedem Flüchtlingslager helfen soll. Im Lager selber werden sie dann zusätzlich instruiert. Die meisten Freiwilligen arbeiten nur ein oder zwei Wochen dort. Bewähren sie sich, können sie aber weitere Einsätze leisten.

Was lehren Sie die Helfer?

Praktische Dinge, etwa wie sie die Verpflegung in einem Lager organisieren und welche Rechte und Pflichten sie haben. Sie lernen aber auch, wie sie mit Personen umgehen, mit denen sie nicht



Carine Fleury

Leiterin der Kompetenzzentren Freiwilligenarbeit und Jugendarbeit beim Schweizerischen Roten Kreuz.

verbal kommunizieren können und die einen anderen kulturellen Hintergrund haben. Vor allem aber lernen sie, sich selber zu schützen. Das Frustrationspotenzial ist gross.

Weshalb?

Viele Freiwillige sind sehr engagiert und wollen viel geben. Manche denken zu wenig an sich selber, essen zu wenig, schlafen zu wenig und machen keine Pausen. Wenn sie erschöpft und gestresst sind, steigt das Risiko, dass sie in schwierigen Situationen falsch reagieren und sich in Gefahr bringen.

Wie gehen die Freiwilligen mit dem um, was sie in den Lagern sehen?

Sie kommen in der Regel aus dem geordneten Schweizer Alltag und sind schlicht nicht auf das vorbereitet, was sie in den Lagern antreffen. Es ist deshalb wichtig, dass sie schon im Lager für sich das richtige Mass an Nähe und Distanz finden. Vor allem Freiwillige, die das erste Mal im Einsatz sind, tun sich damit schwer. Manchmal erzählen ihnen Flüchtlinge ihre Geschichte. Oft sind es furchtbare Geschichten. Wir diskutieren im Kurs

darüber, wie man darauf reagieren soll und ob man sagen darf, dass man die Geschichte nicht hören will.

Darf man das?

Unbedingt. Wir geben den Freiwilligen auch Tipps, wie sie das tun sollen. Bei Erwachsenen können sie sagen, dass es ihnen zu nahegeht. Bei Kindern können sie das Gespräch auf etwas anderes lenken und zum Beispiel ganz einfach sagen: Du, wo hast du deinen Ball? Mit der Zeit wissen sie, wie sie sich schützen können. Auf der anderen Seite sollen sie aber auch nicht Flüchtlinge aktiv nach ihrem Schicksal befragen. Sie könnten damit etwas auslösen.

Aus welcher Motivation heraus melden sich die Freiwilligen?

Alle wollen helfen und etwas Gutes tun. Manche von ihnen suchen aber auch das Abenteuer oder leisten vielleicht einen Einsatz, weil dieser sich im Lebenslauf gut macht. Alle Motivationen sind legitim. In unserem Kurs halten wir die Freiwilligen auch dazu an, sich ihrer Motivation bewusst zu werden; so haben sie weniger übersteigerte Erwartungen,

entsprechend tiefer ist das Frustrationspotenzial.

Das Rote Kreuz selber setzt keine Freiwilligen im Ausland ein.

Weshalb gibt es dennoch die Kurse? Wir haben durch unsere internationale Arbeit viel Know-how. Wir haben festgestellt, dass der Bedarf für solche Kurse vorhanden ist. Deshalb haben wir uns entschlossen, diese zu entwickeln.

Sie haben vor einer Woche den Kurs erstmals durchgeführt. Was für Leute kamen?

Es waren neun Freiwillige, fünf Frauen und vier Männer, die für die Stiftungen Remar und Borderfree Association in Flüchtlingslagern in Serbien und Griechenland gehen. Die meisten sind Berufstätige, die in ihren Ferien Flüchtlingen helfen wollen.

Braucht es heute mehr Freiwillige?

Das Schweizerische Rote Kreuz und auch andere Hilfsorganisationen sind immer sehr auf Freiwillige angewiesen. Die Flüchtlingsthematik wird uns leider noch lange beschäftigen.